



DAS HAUS
AN DER
HEREN-
GRACHT
JESSIE BURTON

Roman
INSEL

JESSIE BURTON
Das Haus
an der Herengracht

Roman

Aus dem Englischen von Peter Knecht

INSEL

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel *The House of Fortune* bei Picador, einem Imprint von Pan Macmillan, London.



Erste Auflage 2023
insel taschenbuch 4963
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2023

© Peebo & Pilgrim Ltd 2022

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung von Rothfos & Gabler, unter Verwendung
des Originalumschlags von Macmillan Publishers; Entwurf und
Modellbau: Line Lunnemann Andersen/Andersen M Studio,

Fotografie: Martin Andersen/Andersen M Studio,

Illustrationen Figuren: Dave Hopkins

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68263-9

www.insel-verlag.de

Für meinen Sohn,
dem ich diese Geschichte zu einer Zeit vorgelesen habe,
als wir beide sie noch gar nicht verstanden.

Inhalt

Eine Familientradition	13
Sonderbare Geschenke	87
Ein Gewächshaus	153
Eine Ehefrau	231
Die Verschwundene	305
Grünes Gold	343

Die Gefangenschaft wird noch lange währen: baut Häuser und wohnt darin, pflanzt Gärten und esst ihre Früchte.

– Jeremia, 29:28, von Marin Brandt
angestrichen in der Familienbibel

Jede Frau ist die Baumeisterin ihres eigenen Glücks.

– eine Botschaft der Miniaturistin an Nella Brandt
im Herbst 1686

1705

Eine Familientradition

I

Mit ihren achtzehn Jahren ist Thea zu alt, um Geburtstage zu feiern. Rebecca Bosman ist im Dezember dreißig geworden und hat kein Wort darüber verloren: das ist Reife. Draußen dämmert ein dunkler Januarmorgen, und Thea fröstelt unter ihrer Bettdecke. Sie kann hören, wie ihre Tante und Cornelia unten im Salon miteinander zanken, während ihr Vater den Tisch zur Seite schiebt, denn an Theas Geburtstag frühstücken sie immer auf dem Teppich, das ist eine unverzichtbare Tradition bei ihnen: Sie tun so, als wären sie Abenteurer, die sich mit dem behelfen, was eben gerade aufzutreiben war. Wenn man bedenkt, dass sie alle seit Jahren nicht mehr aus der Stadt hinausgekommen sind, bekommt diese Fantasie einen deprimierenden Beigeschmack, und überhaupt: Was spricht gegen einen Tisch? Sie müssen froh sein, dass ihnen das gute Stück geblieben ist, sie sollten es benutzen, wie es sich für Erwachsene gehört. Wenn Rebecca Bosman ein Geburtstagsfrühstück über sich ergehen lassen müsste, würde sie an einem Tisch sitzen.

Aber Thea kann ihnen das nicht sagen. Es ist einfach zu schrecklich, sich vorzustellen, wie ihre Tante sich abwenden und die schädigen Papiergirlanden herunterreißen würde, die sie sicher vor den großen vereisten Fenstern aufgehängt hat. Wie ihr Vater auf den abgetretenen Teppich starren, wie Cornelia traurig auf die Poffertjes blicken würde, die sie in der Nacht gebacken hat. Thea möchte sie nicht betrüben, aber sie weiß nicht, wie sie aus dieser Rolle von ihrer aller Kind herauskommen soll, in die sie sie gesteckt haben. Sie mag heute eine Frau geworden sein, aber Freude ist in diesem Haushalt immer mit Angst vor Verlust verbunden.

Und hier kommt diese Geburtstagsfreude, in Gestalt von Essen, von süßem Gewürzduft, der von der Küche her durch den Spalt

unter der Tür hereinzieht. Mit Rosenwasser aromatisierte Poffertjes, die ihren Namen buchstabieren, falls sie ihn vergessen sollte. Cornelias fluffige Rühreier mit Kümmel, um sie wehrlos zu machen, und heiÙe Brötchen mit leckerer Delfter Butter, um sie aufzuwärmen, dazu ein Schlückchen SüÙwein für die Erwachsenen. Thea schlägt die Bettdecke zurück, kann sich aber immer noch nicht dazu durchringen, aufzustehen, auch die Aussicht auf die köstliche Butter hebt ihre Stimmung nicht. Sie hofft nur, dass sie ihr Karten für die Schouwburg gekauft haben, damit sie Rebecca Bosman wieder einmal auf der Bühne sehen kann. Und danach, wenn das Stück zu Ende ist, kann sie sich zu Walter davonstehlen. Der Gedanke an ihn ist das Einzige, was sie dazu bewegen kann, aus ihrem Bett zu schlüpfen.

Bald, denkt Thea. Bald werden wir zusammen sein, und alles wird sich richtig anfühlen. Aber bis dahin muss sie immer noch dieses fade Leben eines Kinds führen.

Schließlich bringt sie den Willen auf, ihre Pantoffeln und ihren Morgenrock anzuziehen, und als sie die Treppe hinuntergeht, ganz langsam, damit man sie nicht hört, zwingt sie sich, dankbar zu sein. Sie muss versuchen, sie nicht zu enttäuschen. Früher hat der übertriebene Geburtstagsjubil ihrer Familie sie nie gestört, aber es ist ein himmelweiter Unterschied, ob man ein kleines Mädchen oder eine Achtzehnjährige ist. Sie werden anfangen müssen, sie wie eine Erwachsene zu behandeln. Und vielleicht schenkt ihr dieses Jahr, zum ersten Mal in Theas Leben, jemand das, was sie sich wirklich wünscht, und spricht über ihre Mutter, schenkt Thea eine Geschichte oder auch nur eine Anekdote. Ja, wir alle wissen, dass heute der schwerste Tag im Kalender der Familie Brandt ist. Ja, heute vor achtzehn Jahren starb Marin Brandt in diesem Haus und schenkte Thea das Leben. Aber für wen könnte dieser Tag schmerzlicher sein als für mich, denkt Thea, während sie über die Fliesen im Flur schreitet – für mich, die ich ohne Mutter aufgewachsen bin?

Jedes Jahr reden sie nur darüber, wie viel größer Thea in zwölf Monaten geworden ist, wie viel hübscher oder klüger, als ob Thea jedes Mal ein ganz neuer Mensch würde. Als ob sie an jedem ach-

ten Januar, der immer ein kalter und wolkenlos blauer Tag ist, wie frisch aus dem Ei geschlüpft zu ihnen käme. Aber Thea will nicht hören, wie sie gewachsen ist. Das sagt ihr auch der Spiegel. An ihrem Geburtstag will sie darin ihre Mutter sehen, erfahren, wer sie war und warum ihr Vater nie von ihr spricht. Warum sie mit ihren Fragen meist nur düstere Blicke und Schweigen erntet. Sie zögert, den Rücken an die Wand gedrückt. Vielleicht reden sie gerade jetzt über Marin Brandt.

Als geübte Lauscherin wartet Thea eine Weile im dunklen Flur, den Atem angehalten vor Hoffnung.

Nein, sie streiten sich darüber, ob Lucas, der Kater, es sich gefallen lassen wird, wenn man ihm eine Geburtstagskrause umlegt. »Er hasst es, Cornelia«, sagt ihre Tante. »Sieh dir seine Augen an. Er wird auf den Teppich kotzen.«

»Aber es bringt sie zum Lachen.«

»Nicht, wenn er direkt neben ihre Poffertjes speit.«

Lucas, ihr gelbäugiger Speiserestevertilger, miaut entrüstet. »Cornelia«, mischt sich Theas Vater ein, »erspare Lucas beim Frühstück die Halskrause, sei so gut. Man kann sie ihm ja vielleicht zum Abendessen anziehen.«

»Du hast keinen Sinn dafür, was sich bei so einem feierlichen Anlass gehört«, erwidert Cornelia. »Er mag es.«

Diese vertrauten Rhythmen, diese Stimmen: Thea hat so gut wie nie etwas anderes gekannt. Sie schließt die Augen. Früher hat sie nichts lieber getan, als Cornelia, ihrer Tante Nella, ihrem Vater zuzuhören, ihnen zu Füßen zu sitzen oder sich an sie zu schmiegen, sich bewundern und streicheln, sich knuddeln und necken zu lassen. Aber heute ist das nicht mehr die Musik, die ihr gefällt, und nicht sie sind es, an die sie sich schmiegen will. Und dieses Gespräch darüber, ob ihr Riesen kater eine Festkrause tragen soll oder nicht, weckt in Thea den heftigen Drang, woanders zu sein. Sie will weg von ihnen und ihr eigenes Leben beginnen, denn sie haben keine Ahnung, wie es ist, wenn man achtzehn ist.

Sie holt tief Luft, atmet aus und geht hinein. Alle drei drehen sich gleichzeitig zu ihr um, und ihre Augen leuchten auf. Lucas tritt herbei, geschmeidig trotz seiner Körperfülle. Die Papier-

girlanden sind an den Fenstern aufgehängt. Alle sind noch im Nachthemd – eine weitere Geburtstagstradition –, und Thea ist es unangenehm, zu sehen, wie ihre alten Körper sich darunter abzeichnen. Ihre Tante hält sich zwar mit ihren siebenunddreißig Jahren noch halbwegs gut, aber ihr Vater ist einundvierzig, und ein Mann dieses Alters sollte vollständig angezogen sein, bevor er zum Frühstück kommt. Cornelia hat so breite Hüften – ist es ihr nicht peinlich, wie das Licht durch den Stoff ihres Hemds schimmert? Mir wäre es peinlich, denkt Thea. Ich werde nie zulassen, dass ich so auseinandergehe. Aber sie können es nicht ändern. Cornelia würde ihr entgegnen: »Man wird alt, bekommt breitere Hüften, dann stirbt man.« Aber Thea wird wie Rebecca sein, der immer noch Kleider passen, die sie in Theas Alter trug. Man muss einfach nur schnell an jeder Bäckerei vorbeigehen, sagt Rebecca, das ist das ganze Geheimnis. Cornelia würde dem nicht zustimmen.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Teekännchen!« Cornelia strahlt.

Thea zuckt bei dem Spitznamen zusammen. »Danke schön«, sagt sie. Sie schnappt sich Lucas und geht hinüber zu dem Teppich, auf dem sie alle versammelt sind.

»Wie groß du bist!«, sagt ihr Vater. »Wann wirst du jemals aufhören zu wachsen? Ich kann nicht mehr mithalten.«

»Papa, ich bin schon seit zwei Jahren so groß.«

Er nimmt sie in seine Arme und drückt sie lange. »Du bist vollkommen.«

»Sie ist Thea«, sagt ihre Tante.

Thea sieht ihrer Tante in die Augen und setzt Lucas ab. Es ist immer Tante Nella, die sich bemüht, ihren Vater vom Rand des Überchwangs zurückzuziehen. Immer ist es Tante Nella, die als Erste etwas zu mäkeln findet.

»Lasst uns essen«, sagt Cornelia. »Lucas, nein!« – denn der Kater, ohne Krause und ohne Skrupel, hat schon ein Stück Rührei im Maul. Er verzieht sich in die Ecke. Viele Amsterdamer dulden in ihren Häusern keine Tiere, die Pfotenabdrücke oder gar Kot auf den frisch geschrubbten Fußböden hinterlassen und Möbel ruinieren könnten. Aber Lucas ist unbeeindruckt davon, was andere denken.

Er hat seine ganz eigenen Vorstellungen und ist Thea seit Jahren ein Trost.

»Das gierigste Geschöpf der Herengracht«, sagt Tante Nella. »Will keine Mäuse fangen, aber unser Frühstück lässt er sich gerne schmecken.«

»Lass ihn«, sagt Thea.

»Teekännchen«, sagt Cornelia, »hier sind deine Geburtstagspoffertjes.« Sie präsentiert sie, lauter winzig kleine Pfannkuchen, auf einem Tablett zu Buchstaben aneinandergereiht, die den Namen THEA BRANDT bilden. »Es gibt Rosenwassersirup, aber wenn du etwas anderes –«

»Nein, nein, es ist prima so, danke.« Thea setzt sich auf den Teppich und steckt sich zwei Poffertjes auf einmal in den Mund.

»Langsam!«, sagt Cornelia tadelnd. »Otto, ein Butterbrötchen mit Ei?«

»Bitte«, antwortet er. »Meine Knie halten den Teppich nicht aus. Ich setze mich auf einen Stuhl, wenn es niemanden stört.«

»Du bist keine achtzig«, sagt die Tante, aber Theas Vater ignoriert sie.

Die Frauen sitzen auf dem Teppich. Thea kommt sich lächerlich vor und ist froh, dass niemand sie von der Straße aus sehen kann. »Ein Schlückchen Wein für dich?«, fragt Tante Nella.

Thea stellt erstaunt ihren Teller ab. »Wirklich?«

»Du bist achtzehn. Kein Kind mehr. Bitte.« Tante Nella reicht ihr ein kleines Glas.

»Das ist Madeira«, sagt ihr Vater. »Der wurde zum halben Preis verkauft – bei der VOC gab es drei überzählige Fässer.« Die VOC ist die *Verenigde Oost-Indische Compagnie*, die große Handelsgesellschaft, bei der Otto angestellt ist.

»Gott sei Dank«, sagt ihre Tante. »Sonst hätten wir uns das nicht so leicht leisten können.«

Ein Anflug von Gereiztheit huscht über Ottos Gesicht, und Tante Nella sieht es. Sie errötet und starrt durch die Fenster des Salons, dann hinunter in die Wirbel des Teppichs. »Lasst uns auf das Geburtstagskind trinken«, fährt Theas Vater fort. »Auf unsere Thea. Möge sie immer sicher sein –«

»– wohlgenährt«, sagt Cornelia.

»– und glücklich«, fügt Thea hinzu.

»Und glücklich«, schließt ihre Tante.

Thea schluckt den Wein. Ein helles, scharfes Brennen, und dann ein Glühen in ihrem Magen, das ihr Mut macht. »Wie war es«, fragt sie, »an dem Tag, an dem ich geboren wurde?«

Stille auf dem Teppich, Stille auf dem Stuhl. Cornelia nimmt noch ein Brötchen und gibt fluffiges Rührei darauf. »Nun?«, sagt Thea. »Ihr wart alle da.«

Tante Nella wendet sich Theas Vater zu. Ihre Blicke treffen sich.

»Du warst dabei, nicht wahr, Papa?«, sagt Thea. »Oder bin ich allein auf die Welt gekommen?«

»Wir kommen alle allein auf die Welt«, sagt ihre Tante. Cornelia verdreht die Augen. Theas Vater sagt nichts. Es ist immer das Gleiche.

Thea seufzt. »Es hat euch nicht gefreut, dass ich geboren wurde.«

Ihre Familie erwacht zum Leben und wendet sich ihr erschrocken zu. »Oh, nein«, ruft Cornelia. »Wir haben uns so sehr gefreut! Du warst ein Geschenk des Himmels.«

»Ich war das Ende von etwas«, sagt Thea.

Tante Nella schließt die Augen.

»Du warst ein Anfang«, sagt ihr Vater. »Der beste Anfang überhaupt. Und jetzt, denke ich, ist es Zeit, dass die Geschenke überreicht werden.«

Thea weiß, dass sie wieder einmal besiegt worden ist. Am einfachsten ist es, noch ein Butterbrötchen zu essen und die Geschenke auszupacken. Eine Dose mit ihren Lieblingszimtkeksen von Cornelia, und von ihrem Vater und ihrer Tante – ja, sie haben zumindest etwas von ihrem wahren Wesen erkannt – zwei Karten für die heutige Vorstellung von *Titus*. »Galerieplätze!«, sagt sie, und ihr Herz schlägt höher. Das ist wirklich großzügig. »Oh, danke!«

Ihr Vater lächelt. »Man wird nicht jeden Tag achtzehn.«

»Wir können uns einen schönen Tag machen«, sagt Cornelia. »Du und ich.«

Thea schaut auf ihre deutlich aufgehellten Gesichter. Sie merkt,

dass sie darüber geredet haben, wer sie begleiten wird. Es ist am besten so, denkt sie, denn ihr Vater wird bald zu seiner Arbeit bei der VOC aufbrechen müssen, und ihre Tante geht nicht gern ins Theater. »Danke, Cornelia«, sagt sie, und ihr altes Kindermädchen drückt ihre Hand.

Titus ist ein überaus gewalttätiges Stück, aber Thea mag am liebsten Romanzen. Waldidyllen, Inselträume, in denen alles durcheinandergeraten ist, bevor es wieder in Ordnung gebracht wird. Seit ihrem dreizehnten Lebensjahr schleppt Thea entweder ihre Tante oder Cornelia in das städtische Schauspielhaus der Stadt. Sie kommen früh, bezahlen den Eintritt und zwei Stuiver Aufpreis für Stehplätze – an Balkon- oder gar Logenplätze ist gar nicht zu denken – und warten darauf, dass sich das Haus mit siebenhundert anderen Menschen füllt. Ihre Fluchten in die Komödie oder Tragödie fühlen sich an wie eine Art Heimkehr. Als Cornelia sechzehn Jahre alt war, erlaubte ihre Familie nach langem Bitten und Betteln und Cornelias vehementem Widerspruch zum Trotz, dass sie den fünfminütigen Weg zum Schauspielhaus allein zurücklegte, unter der Bedingung, dass sie direkt nach dem Ende der Vorstellung nach Hause kam. Es wäre ihnen grausam vorgekommen, ihr das Einzige zu verweigern, was ihr Vergnügen bereitete, und bis vor sechs Monaten, als Thea hinter der Bühne Walter kennenlernte, hat sie ihren Teil der Abmachung immer eingehalten. Aber die Dinge ändern sich. Sie musste ihre Familie hinters Licht führen. Sie gibt die Dauer der Aufführungen falsch an, um Zeit herauszuschlagen, die sie mit Walter verbringen kann. Sie hat ihnen auch schon öfter vorgeflunkert, sie wolle sich dieses oder jenes Stück ansehen, während sie in Wahrheit Walter hinter der Bühne getroffen hat. Ihre Familie hat ihre Angaben nie bezweifelt. Sie haben nie überprüft, was wirklich und ob überhaupt etwas auf dem Spielplan stand. Und obwohl Thea manchmal ein schlechtes Gewissen hat, ist ihre und Walters Liebe zu wichtig für sie. Es ist eine ungeschriebene Romanze, die in den hinteren Gängen der Schouwburg gespielt wird, doch ihr Text ist unverlierbar in ihrem Herzen aufbewahrt. Thea weiß, dass sie nie davon lassen wird.

»Und am Abend ist ja auch noch etwas geboten«, sagt ihre Tante.

Thea blickt von den beiden Karten in ihrer Hand auf. »Am Abend?«

Sie sieht, wie ihre Tante gereizt nach Luft schnappt. »Du hast es vergessen?«, fragt Nella. »Den Dreikönigsball bei Sarragons, Thea! Es ist ein Wunder, dass wir eingeladen wurden. Ich habe Clara Sarragon seit letztem Herbst den Hof gemacht, damit es klappt.«

Thea wirft ihrem Vater, der mit steinerner Miene zuhört, einen Blick zu und beschließt, es zu riskieren. »Du magst diese Leute nicht. Warum gehen wir da überhaupt hin?«

»Weil wir müssen«, sagt Tante Nella und tritt an eines der hohen, breiten Fenster des Salons, die auf die Herengracht hinausgehen.

»Aber warum müssen wir?«, drängt Thea.

Niemand antwortet. Thea spielt ihre letzte Karte aus. »Besitzt Clara Sarragon nicht Plantagen in Surinam?«

Die Stimmung ist gespannt. Thea weiß, dass ihr Vater als Sklave in diese Kolonie verschleppt wurde und mit sechzehn Jahren von ihrem inzwischen verstorbenen Onkel nach Amsterdam gebracht wurde. Cornelia hat ihr einmal erzählt, dass die Amsterdamer Frauen sich damals oft einen Spaß daraus machten, ihrem Vater Singvögel ins Haar zu setzen, eine Geschichte, die bei Thea ein tiefes Unbehagen hervorgerufen hat. Aber davon abgesehen, weiß sie fast nichts über die Vergangenheit ihres Vaters: Es ist, als läge das alles auf dem Grund eines dunklen Brunnens verborgen. Wo ihr Vater vor dieser Zeit in Surinam war und die näheren Umstände seines Lebens in der Kolonie sind Thea unbekannt. Er spricht nie darüber. Es ist eine Leerstelle, nichts als stummes, schwarzes Dunkel, ebenso wie die Sache mit ihrer weißen Mutter, die ebenfalls in Schweigen gehüllt bleibt, ein weiteres jener unausgesprochenen Dinge, die dieses Haus wie ein Nebel durchziehen. Otto Brandt könnte genauso gut aus einem Ei geschlüpft sein.

Thea hat die Nase voll davon, dass ihr keiner etwas erzählt. Selbst von Cornelia bekommt sie keine brauchbaren Antworten. »Ich komme aus dem Waisenhaus«, sagt Cornelia immer. »Und dein Vater wurde von dort, wo er zuerst zu Hause war, verschleppt. So ist es eben bei uns. Dieses Haus ist unser Hafen. Es ist der Ort, wo wir bleiben und wo wir hingehören.«

Aber was ist, wenn ich nicht mehr in diesem Hafen bleiben will?, fragt sich Thea, traut sich jedoch nicht, es laut auszusprechen. Was ist, wenn ich das Gefühl habe, nicht hierher zu gehören?

»Was Clara Sarragon besitzt oder nicht besitzt, muss dich nicht kümmern«, erwidert ihre Tante streng, aber keiner von ihnen sieht Theas Vater an. »Vergiss es nicht. Heute Abend um sechs Uhr stehen wir in unserem besten Festtagsstaat bereit.«

»In dem, was davon noch übrig ist«, sagt Thea.

»Genau«, seufzt ihre Tante.

»Geh und zieh dich an, Teekännchen«, sagt Cornelia mit heiterer Stimme. »Ich komme dann und helfe dir beim Frisieren.«

Thea wirft einen Blick auf ihren Vater, der nun aus dem Fenster schaut. Leicht errötend macht sie auf dem Absatz kehrt und lässt ihre Familie im Salon zurück. Als sie die Treppe hinaufsteigt und in das Halbdunkel des oberen Korridors eintaucht, vergisst Thea den Ball und die unbedachte Erwähnung von Surinam und denkt an ihr eigentliches Geburtstagsgeschenk. Es wird ihr Vergnügen machen, zu erleben, wie Rebecca auf der Bühne ihren Zauber entfaltet, aber hinter den gemalten Kulissen erwartet Thea etwas viel Realeres: ihre große Liebe, ihr Lebensinhalt. Kein dröges Fest in einem der besten Häuser Amsterdams wird ihr die Freude auf Walter Riebeck verderben.

II

Gegen halb zwölf sind Thea und Cornelia mit flatternden Schals und unter heiterem Geplauder abgezogen, und Nella und Otto bleiben allein zurück. Erschöpft von den Anstrengungen des Geburtstagsfrühstücks kommen die beiden, nachdem sie sich angekleidet haben, wieder in dem noch unaufgeräumten Salon zusammen. Das Haus um sie herum ist still und leer, Lucas, vollgefressen mit Rührei, schläft tief und fest, ein Kissen auf ein Kissen gebettet. Nella blickt auf die kahlen Wände und das spärliche Feuer. Sie haben dieses Zimmer seit Monaten nicht mehr genutzt – es lässt sich schwer heizen: Es ist zu groß, zu viele kahle Flächen. Ende Dezember sind die Kanäle zugefroren, und man spürt in dem Raum, wie sich die Stadt da draußen verhärmt zurückgezogen hat.

Ins Freie zu gehen, kostet Überwindung: Regen durchnässt die Kapuzen, der Wind packt einen mit eisigen Händen. Nella sehnt sich nach helleren Vormittagen, längeren Nachmittagen, danach, dass sie ihren abgenutzten Pelzkragen wieder in die Truhe aus Zedernholz legen kann. Das kostbare Brennholz wird nach der Feier heute Morgen auf einen kleinen Haufen geschrumpft sein, aber normalerweise macht man ja nur in der Küche Feuer. Es wäre sinnlos, dieses ganze kahle Gebäude zu beheizen, das zu groß ist und in dem es überall hallt, weil sie viele Möbel und auch die Wandbezüge verkauft haben. Sie haben noch Torf, der aber schrecklich qualmt. Nella sehnt sich nach dem Frühling.

»Ich glaube nicht, dass wir das zu ihrem Neunzehnten noch einmal machen«, bemerkt sie. »Hast du den Ausdruck auf ihrem Gesicht gesehen?«

»Es hat ihr gefallen«, sagt Otto.

Nella wechselt das Thema. »Wir sollten uns öfter hier drin sehen

lassen«, sagt sie. Sie starrt durch die großen Fenster. »Damit die Nachbarschaft weiß, dass bei uns alles in Ordnung ist.«

»Dieses Theater ist so ermüdend.«

»Das ist mir wohl bewusst.«

»Wir müssen sparsamer wirtschaften. Wieder ein Gulden für Wachskerzen.«

»Es ist ihr Geburtstag«, sagt Nella, aber sie weicht Ottos Blick aus. Sie will nicht zugeben, dass sie selbst es war, die diese Kerzen haben wollte: Sie sollten ihr in Erinnerung rufen, wie es war, als das ganze Haus mit dem Duft von Honig erfüllt war. »Weißt du noch«, sagt sie zögernd, denn Otto schwelgt nicht gern in Erinnerungen an die Vergangenheit, »wie wir Rosenöl verbrannt haben?«

»Haben wir das?«

»Das beste, das es in der Stadt gab, von einem Händler, der es aus Damaskus mitbrachte. Wir haben sämtliche Räume damit parfümiert.« Nella schweigt eine Weile. »Ich bedaure es nicht. Oder vielleicht doch?« Sie fuchtelt hilflos herum. »Weil wir jetzt unsere Bilder verkaufen, damit wir den Metzger bezahlen können.«

Otto seufzt erneut, und Nella schüttelt eines der verbliebenen Kissen auf, dass es staubt. Sie setzt sich, das Kissen auf ihrem Schoß, als wollte sie es wiegen wie ein Kind, und streicht mit den Handflächen über die geschnitzten Löwenköpfe des Stuhls, die vertrauten mit Akanthusblättern umkränzten Mähnen. Sie schließt die Augen, zeichnet mit den Fingerspitzen die hölzernen Nüstern nach und schickt ein Stoßgebet zu Gott, aber auch – warum nicht? – an Aphrodite: *Lass es heute Nacht gelingen. Mach, dass sie einem gefällt.*

Sie öffnet die Augen und sieht, dass Otto sie anschaut. Sein Blick ist missbilligend. »Ich weiß, dass du nicht auf den Ball gehen willst«, sagt sie.

»Du wirst mir ja wohl nicht weismachen wollen, dass du die Gesellschaft von Clara Sarragon angenehm findest.«

»Was ich angenehm finde, ist unerheblich. Was im Besonderen Clara Sarragon betrifft, so will ich möglichst wenig mit ihr zu tun haben. Wir gehen um Theas willen dorthin.«

»Damit sie angestarrt und hinter vorgehaltener Hand über sie

getuschelt wird? Mein ganzes Leben lang habe ich mich bemüht, alles zu tun, damit mein Kind kein Schaustück wird. Sie werden sie zu einem machen. Und wir werden diejenigen sein, die daran schuld sind.«

»Es könnte etwas Gutes sein, wenn die Leute auf sie aufmerksam werden. Thea ist schön, eine vollendete Schönheit. Sie verdient eine Chance.«

»Eine Chance auf was?«

Nella wagt es nicht, das große Wort auszusprechen: *Heirat*. Otto starrt in den leeren Kamin, sein Mund ist ein Strich. »Du hast keine Ahnung, wie es ist, wenn die Leute auf jemanden wie mich und wie Thea ›aufmerksam werden‹«, sagt er. »Es ist nicht so, wie du denkst.«

Nella hütet ihre Zunge. Amsterdam ist eine Hafenstadt, voller Menschen verschiedenster Art. Da sind die Hugenotten, protestantische Franzosen, die vor den mörderischen Verfolgungen durch Katholiken aus ihrer Heimat geflohen sind; sie wurden ihrer Handwerkskunst wegen in dieser stets pragmatischen Stadt willkommen geheißen, denn sie verstehen es, die Seide, die aus dem Osten hereinkommt, zu schönen Kleidern zu verarbeiten, in denen die Amsterdamer herumstolzieren können. Und dann gibt es noch all die anderen Migranten, Deutsche, Schweden, Engländer, Dänen, die im Haushalt arbeiten oder auf dem Bau. Reiche portugiesisch-jüdische Kaufleute, die Plantagen in Brasilien besitzen, bauen sich Häuser in der Nähe des Goldenen Bogens; überall in der Gegend hört man die unverständlichen melodischen Laute ihrer zwei Sprachen. Am Hafen leben Männer aus Java und Japan – Seeleute, Ärzte, Händler, Reisende, die allerlei Krimskrams verkaufen. Und es gibt Jugendliche beiderlei Geschlechts aus Afrika, aus Ländern, deren Namen Nella noch nie gehört hat: Sie erledigen Besorgungen aller Art und unterhalten bei Festen mit ihrer Musik die Gäste.

Und trotz der exotischen Vielfalt, die in der Stadt zu beobachten ist, erlebt Nella immer wieder, dass die Leute die Köpfe drehen, dass ihre Blicke an Thea hängen bleiben, wenn ihr Kopftuch sich löst und ihre krausen Locken hervorspringen, die zugleich kühn

und subtil von Theas Herkunft künden. Sie hat tiefbraune Augen und ockerfarbene Haut, die im Sommer dunkler wird, während Nella und Cornelia rosa anlaufen. Nella hat die Leute starren sehen, aber sie hat ihre Blicke nicht am eigenen Leib gespürt, und das hat achtzehn Jahre lang eine Grenzlinie zwischen ihr und Otto gezogen.

»In dieser Stadt steht man immer unter Beobachtung«, sagt er. »Die eine Hand mahnt zum Frieden, die andere kratzt mit den Fingernägeln, um aufzudecken, was unter der Oberfläche liegt. Also erinnere dich daran, wie es für sie ist.«

»Ich weiß es wohl. Wir haben unser Bestes getan. Welche Wahl haben wir denn, Otto? Willst du, dass wir sie ständig verstecken? Das einzige Neugeborene, das wir alle jemals haben werden, und es gab kein Stück Klöppelspitze an der Haustür, um anzuzeigen, dass wir ein Mädchen bekommen haben.«

Er sieht sie an. »Wir?«

Sie ignoriert seinen Einwurf. »Kein Vaterschaftshäubchen für dich, keine Späße mit anderen Männern und kein Schulterklopfen. Keine Gnadenfrist bei den städtischen Steuern. Kein Festmahl, keine Musik, kein Tanz. Keine Vorstellungszereemonie, bei der man die Kleine am Fenster hochgehalten hätte, damit die Nachbarn uns gratulierten und sagten, wie schön rundlich und wohlgeraten sie ist.« Nella zögert. »Auch keine Mutter.«

Sie ist zu weit gegangen, und jetzt ist Theas Mutter bei ihnen im Zimmer, Marin, die hoch aufgereckt dasteht und sie mit ihren milden grauen Augen ansieht. Marin, die bei Theas Geburt gestorben ist, die sie wie Schiffbrüchige in einem fremden Meer zurückgelassen hat, allein mit einem Säugling, ohne Karte, ohne Kompass, ohne jegliche Ahnung, was aus ihnen allen werden soll. Sie haben in Gegenwart anderer Leute nie darüber gesprochen, wer Theas Mutter war. Soweit die Stadt weiß, ist Thea mutterlos und von etwas dunklerer Hautfarbe, ein Geheimnis, das sie unter keinen Umständen jemals lüften würden. Sie haben nie jemandem genauere Erklärungen geliefert, und es hat nie jemand welche verlangt, aber es ist für Nella immer wieder erstaunlich, wie Eigentümlichkeiten von Marin in Thea neu zum Vorschein kommen,

wenn etwa die Art, wie Thea den Kopf dreht oder die Lippen spitzt, oder der Klang eines Seufzers ihre abwesende Mutter heraufbeschwört.

Als Thea etwa sechs Monate alt war, kamen Nella, Otto und Cornelia überein, dass es das Vernünftigste und Barmherzigste wäre, Thea nicht allzu viel über die verbotene Art und Weise ihrer Empfängnis, die Einzelheiten des Todes ihrer Mutter und darüber, dass sie vor aller Welt geheim hielten, wer ihre Mutter war, zu erzählen. Es war ohnehin schwer, mit einem Kind über solche Dinge zu sprechen, und im Laufe der Jahre verkümmerte der Drang, sich dem Thema zu nähern, vollends wie ein Muskel, den man nicht benutzt. Sie wollten nicht, dass Thea etwas von den Schuldgefühlen und der Scham oder gar dem Schrecken von damals erfuh. Ob es nun richtig war oder nicht, so wuchs sie doch jedenfalls auf als die Tochter ihres Vaters, die Nichte ihrer Tante und als Cornelias Schützling. Sie war nicht irgendwie illegitim. Sie war Thea. Lassen wir Thea Thea sein, sagten sie sich.

Sie lernten mit dem unausgesprochenen Thema Marin zu leben, bis das Schweigen zu einem Nichts schrumpfte, in der Wandvertäfelung verschwand, in den Möbeln aufging. Sie drängten Marin in den Schatten. Thea hatte kurzzeitig eine Mutter gehabt: jetzt war sie tot. Es konnten keine Fragen gestellt werden, denn es gab nichts, worauf Nachforschungen zielen konnten. Es war eine Entscheidung, die aus einer Panik heraus getroffen wurde, denn sie lebten in einer Gesellschaft, in der eine drakonisch strenge Ordnung herrschte. Marin war unverheiratet, als sie ihr Kind bekam. Marin und Otto hätten niemals heiraten können, nicht in dieser Welt, und ihr gemeinsames Kind war eines, wie es nur wenige am Goldenen Bogen je gesehen hatten. Angesichts dieser Unmöglichkeiten mussten sie es irgendwie schaffen, das kleine Mädchen zu einer starken und selbstbewussten Frau zu erziehen.

Was haben wir uns nur dabei gedacht?, fragt sich Nella. Man kann nicht eine Mutter begraben und erwarten, dass sie nie wieder aufersteht. Ich sollte es wissen.

Thea fragt ihre Tante nie direkt: Wie war meine Mutter? Stattdessen macht sie es mit sich selbst aus: *Du wolltest mich nicht. Du*

hast dich nicht darüber gefreut, dass ich geboren wurde. In vielerlei Hinsicht ist das schlimmer. In vielerlei Hinsicht sind sie mit ihren Erziehungsbemühungen gescheitert.

»Wir haben nur versucht, sie zu schützen«, sagt Otto, als ob er ihre Gedanken lesen könnte.

»Und jetzt braucht sie eine andere Art von Schutz. Lass mich die Sache in die Hand nehmen, Otto. Ich werde die richtigen Feste und Bälle für sie finden. Es hat lange gedauert, bis wir wieder in diese Stadt aufgenommen wurden, und es hat mich große Mühe gekostet: Ich habe im letzten Jahr andauernd Tee mit Leuten getrunken, die ich am liebsten in den Kanal stoßen würde.«

Nella ist verzweifelt. Die beiden sind schon so oft an diesem Punkt gewesen. »Es wird schlimmer, jetzt wo sie älter ist«, sagt er. »Die Leute haben weniger Hemmungen. Sie sind nicht mehr bloß neugierig, sondern offen schockiert. Sicher, Thea und ich sind nicht die einzigen Menschen in dieser Stadt, die so aussehen wie wir, aber wir sind außerdem auch noch gut gekleidet, und das ist es, was die Leute so empört.«

Nella erinnert sich an eine Szene auf dem Gemüsemarkt, als Thea gerade einmal sechs Jahre alt war. Eine Frau an einem Stand in der Nähe blickte auf sie hinab, und dabei nahm ihre Miene einen Ausdruck geradezu entsetzter Neugier an. »Oh, was für ein Geschöpf!«, rief sie und tauchte ihre Finger in das schwarze Kraushaar der Kleinen. »Ich weiß gar nicht, was das – oh, das *kann* doch nicht sein!« »Kümmern Sie sich um Ihren eigenen Kram«, hatte Cornelia zu ihr gesagt und einen der Kohlköpfe wie eine Waffe in die Hand genommen.

Es hat in den letzten achtzehn Jahren viele solche Kohlweiber und -männer gegeben, blass wie Kohl und ebenso intelligent, diese wandelnden Krautköpfe sind Legion. Und dann gibt es noch die Mädchen und Jungen, die dunkler sind als Thea, die afrikanisch-brasilianischen Dienstmädchen, die vor den Synagogen stehen und warten, um einen guten Platz für ihre Herrinnen, die portugiesischen Kaufmannsfrauen, zu reservieren. Thea gefiel es, wenn die Mädchen einander ihre portugiesisch oder hebräisch klingenden Namen zuriefen – *Francisca, Yizka, Gracia*. Mehr als

einmal hat sie Nella gezwungen, stehen zu bleiben, weil sie diese Mädchen beobachten wollte. Später, als Thea schon größer war, versuchte sie, Blickkontakt mit ihnen aufzunehmen in der Hoffnung auf etwas wie Anerkennung, aber sie erwiderten ihren Blick fast nie. Sie wollten keinen Ärger, vermutet Nella. Der Erbteil ihrer weißen Mutter in Theas äußerer Erscheinung kennzeichnet sie als jemanden, der nicht ihresgleichen ist. Oder vielleicht hat Otto recht, der meint, dass Theas Kleidung daran schuld ist: Sie ist einfach im Schnitt, aber von feinerer, besserer Qualität. Oder vielleicht liegt es weder an dem einen noch an dem anderen – Nella hat immer schon das Gefühl gehabt, dass sie von diesen Dingen nichts versteht.

»Wenn Thea auf dem Ball einen reichen Mann findet, dann wäre sie geschützt«, sagt Nella. Sie zögert. »In so einer Ehe wäre sie sicher.«

»Einer Ehe«, sagt Otto. »Als ob eine Ehe irgendwelche Sicherheiten garantieren würde! Gerade du solltest das eigentlich besser wissen.«

Ihre Blicke treffen sich. Sie betreten gefährliches Terrain. »Meine Tochter ist besser dran, wenn sie hierbleibt«, sagt Otto.

»Und hast du sie gefragt, ob sie das will? Du kennst unsere wirtschaftlichen Verhältnisse. Du weißt, wie schlimm es steht. Du und ich werden nicht ewig hier sein. Und was dann? Willst du, dass sie allein hier in dieser riesigen Gruft lebt, ohne Einkommen, ohne Schutz?«

Er steht auf. »Natürlich nicht.«

»Ich übertreibe natürlich«, scherzt sie, um die gespannte Stimmung etwas aufzulockern, »denn in Wirklichkeit wird zumindest Cornelia nie sterben. Cornelia wird uns alle überleben.«

Ottos muss wider Willen lächeln, und das verschafft ihnen beiden einen Moment lang Erleichterung. Sie und Otto sind in den letzten achtzehn Jahren merklich gealtert, aber Cornelia klappert in der Küche mit den Pfannen, als wäre sie noch zwanzig, und nimmt so energisch wie eh und je den Kampf gegen Geflügel und Fisch und widerspenstige Knollen aller Art auf. Die Annahme, Cornelia sei unsterblich, scheint durchaus plausibel zu sein.

»Thea ist nicht auf der Welt, um uns zu retten, Petronella«, sagt Otto. »Sie ist uns nichts schuldig.«

»Guter Gott. Denkst du, das weiß ich nicht?«

»Bist du sicher?« Otto sieht ihr direkt in die Augen. »Wenn du so fest daran glaubst, dass sie ihr Heil in einer Ehe finden würde, warum heiratest du dann nicht selbst? Du brauchst dich nicht mehr um ihre Erziehung zu kümmern. Du bist siebenunddreißig, und sie ist erst achtzehn.«

»Ich war achtzehn, als ich geheiratet habe.«

»Und sieh nur, wie es dir ergangen ist.«

»Otto –«

»Du bist eine passable Partie. Clara Sarragon hat dich zu ihrem Ball eingeladen. Die Leute sehen in dir eine reiche Witwe, von einem Hauch Skandal umwittert, mit einem Haus an der Herengracht –«

»Das Johannes *dir* vermacht hat! Ich für meinen Teil besitze keine nennenswerten Reichtümer.«

Otto seufzt. »Es wird sich jemand finden, der dir gibt, was du willst.«

Er geht zum Fenster, und Nella springt auf, um ihm zu folgen. »Und was will ich?«, fragt sie.

Otto antwortet nicht, aber Nella weiß, was er denkt. Dass sie Kinder will. Seine Annahme schmerzt, und vielleicht war ihm das von Anfang an klar. Nella weiß, wie andere in dieser Stadt sie sehen: dass sie mit ihren siebenunddreißig Jahren nicht mehr jung ist. Dass sie schon lange verwitwet, unverheiratet und kinderlos ist. Reserviert, zurückhaltend, unauffällig gekleidet. Aber Nella selbst hat in vielerlei Hinsicht keine Ahnung, wer sie ist. Sie dachte, sie wäre erdgebunden, solide, selbstsicher. Aber innerlich ist sie ein wässriger Mensch, der leicht weggeschwemmt oder in einen See gespült werden kann. Würde ein Arzt sie als Melancholikerin bezeichnen? Ihre Lebenszeit ist flüchtig, rinnt ihr durch die Finger. Ihr Geist ist stumpf, von keinen Stürmen der Fantasie aufgewühlt. Früher hat sie das Gefühl gehabt, ihre Gedanken befänden sich in unzähligen schimmernden Spiralkammern einer Nautiluschale, die aus dem Bett ihres Schädels aufstieg.